

KAPITEL 3

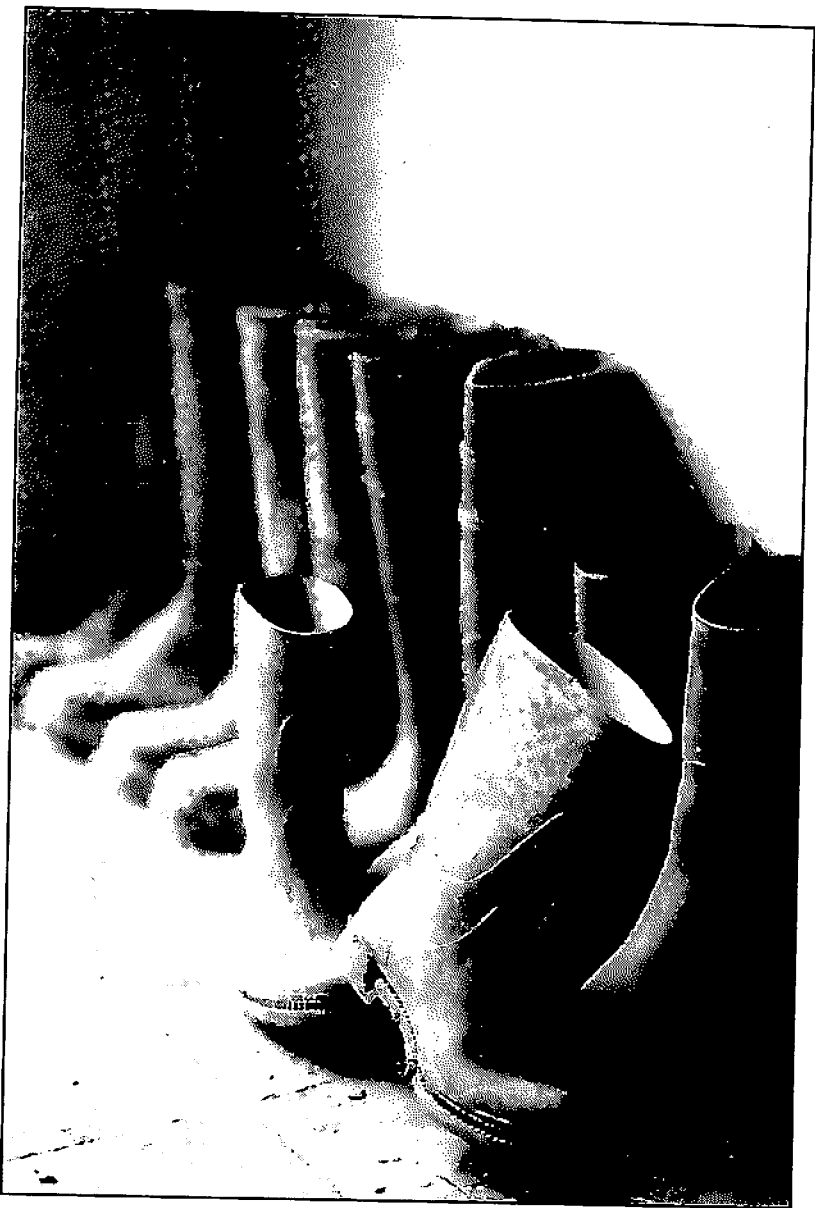


Foto: E. Seeger



Zeichnung: F. Schade

FRAGMENTE DES BEGINNENS

*ÖkoLeA –
Kommune in Gründung*

Zuerst will ich kurz unsere Vorgeschichte erläutern: Die ÖkoLeA (Ökologische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft) besteht als Verein seit Ende 1990. Sie beschäftigte sich zwei Jahre lang mit Grundstückssuche und der Suche nach Leuten, die mitmachen wollten. Der harte Kern bestand aus ca. 15 Erwachsenen (plus fünf Kinder), die entschlossen waren, bei entsprechendem Landfund zu siedeln. Im Winter 1992/93 haben wir dann ein Grundstück gefunden, einen Hektar groß, ein altes Bauerngehöft mit einem Wohnhaus, einer Scheune und zwei Ställen. Keines der Gebäude war in einem Zustand, daß wir es zum Wohnen hätten nutzen können.

Das hat zur Folge, daß alles sehr viel teurer ist, als wir dachten, und es dauert viel länger. Die ersten sieben Personen sind im Sommer 1994 eingezogen; aus drei Monaten „Renovierzeit“ wurden dreizehn.

Wir müssen erstmal die Bedingungen schaffen, um überhaupt zusammen leben zu können. Wenn das erste Haus fertig ist, soll einer der Ställe umgebaut werden, in dem dann weitere fünf Menschen wohnen können. Das sind immer noch nur zwölf. Einige haben sich bereit erklärt, für ein paar Jahre in Bauwagen zu wohnen, solange noch nicht genug fester Wohnraum für alle da ist.

Unsere geplanten Projekte sind für den Moment in weite Ferne gerückt. Die Leute zerreißen sich zwischen Arbeiten für Geld und Arbeiten für das Projekt, es ist unglaublich viel zu planen und zu lernen. Wir hatten außerdem noch den Anspruch, möglichst viel selber machen zu wollen, und stellen jetzt fest, daß es uns an Fähigkeiten und an Zeit fehlt, das in geplantem Umfang durchzuführen.

Das sind die „materiellen“ Voraussetzungen, durch die sich unsere Kommune auszeichnet.

Einerseits sind die äußeren Bedingungen schwierig. Hätten wir ein Gelände mit bewohnbaren Gebäuden gekauft, würde die Kommune schon in einer ganz anderen Form existieren; die Energie, die jetzt in

den Hausbau geht, könnte für Projekte und das „Zusammenwachsen“ genutzt werden. Andererseits konnten wir auf diese Art beim Umbau des Hauses Erfahrungen sammeln. Wir informierten uns während des Hausbaus über Solar-, Kompostklo- und Schilfkläranlagen, möglichst ökologische Wärmedämmung, Gasbrennwerttechnik und so weiter. Weil sowieso fast alles neu gemacht werden mußte, konnten wir auch schon einen Großteil unserer Vorstellungen beim ökologischen Bauen berücksichtigen.

Allein dadurch, daß ich bei vielem, was wir jetzt gebaut haben, sehe, wie die Dinge zusammenhängen, hat sich mein Bild von der Welt, wie sie funktioniert, geändert. Außerdem ist die Beziehung zu einem Haus, das „selbstgebaut“ ist im Gegensatz zu einem, das es schon gibt, eine ganz andere.

Auch bedingt das gemeinsame Bauen, was sich allerdings größtenteils auf die Wochenenden beschränkt, eine andere Art des Kennenlernens der Gruppe untereinander. In einer ganz anderen Weise lerne ich, auf wen ich mich verlassen kann, auf wen eher nicht, wer worüber Bescheid weiß und wer nicht und wer sein Wissen gut vermitteln kann und wen ich besser nicht frage.

Die Gruppe als Ganzes stellt ein unglaubliches Potential an Wissen, Ideen, Tatkraft und Energie, Kenntnissen und Fähigkeiten dar, die sich gegenseitig ergänzen und erweitern. Wenn das Projekt auch insgesamt eine große Herausforderung darstellt, von der ich manchmal glaube, daß sie nicht zu bewältigen ist, so stehen dieser (selbstgesuchten) Herausforderung eine Anzahl Menschen gegenüber, die mit ihrer Energie auch viel Arbeit zu leisten imstande sind.

Aber: Der Bau und alles, was dazugehört, wird noch einige Jahre in Anspruch nehmen, bis die äußeren Bedingungen so sind, wie wir uns das vorstellen. Wir müssen uns also klar machen, daß das, was wir gerade tun, schon Kommune ist, damit wir uns nicht die anderen Ebenen der Kommune für „später“ aufheben.

Ein Schritt in diese Richtung ist die „begleitete Diskussion“ über schwierige Themen des Zusammenlebens. Es ist keine Supervision im eigentlichen Sinne (damit haben wir eher negative Erfahrungen gemacht), sondern sozusagen ein von einem Außenstehenden geleitetes Gespräch. Diese Diskussionen über persönliche Dinge im Gegensatz zu Sachthemen wurden aber auch deswegen eingerichtet, um die Sach-Plena von Emotionen zu „reinigen“. Die Emotionen haben oft dazu geführt, daß die Plena unerträglich lang und unproduktiv geworden sind.

Die bewußte Trennung von Sach- und Beziehungsebene halte ich für einen sehr wichtigen Punkt, um eine Gruppe überhaupt arbeitsfähig zu machen. Das gilt natürlich auch im privaten Rahmen, aber in einer Gruppe ist es lebensnotwendig. Und nicht nur die Trennung ist

wichtig, sondern auch die Bearbeitung beider Ebenen in einer geeigneten Form. Im Moment sind wir noch auf der Suche nach dieser Form, ich bin aber ganz zuversichtlich, daß wir einen Weg finden.

Am Anfang herrschte bei vielen das Gefühl: Erstmal bauen und die „wirklich wichtigen“ Dinge machen, danach könnten wir anfangen, uns um die Gefühle und solchen Kram zu kümmern. Das galt auch für das Geld: Der Bau kostet und darf auch kosten, aber eine Supervision ist zu teuer.

Diese Einstellung hat sich aber als Trugschluß herausgestellt: Wir bitten uns bei angeblichen Sachdiskussionen an Punkten fest, über die wir nicht mehr hinauskamen, eben weil die andere Ebene versteckt die bestimmende Rolle gespielt hat. Mittlerweile sehen alle mehr oder weniger ein, daß es nicht viel Sinn macht, ein Haus gebaut zu haben, wenn die Gruppe dann so zerstritten ist, daß wir nicht mehr zusammenleben wollen.

Meine eigene Entscheidung, noch nicht nach Klosterdorf zu ziehen, hat nicht den Grund, daß es noch keine Wohnung für mich gibt und auch in zwei Jahren nicht geben wird, sondern daß ich mir nicht sicher bin, ob die Gruppe die richtige für mich ist. Und das stellt sich nur heraus, wenn wir das Private klären und nicht hintanstellen.

Die Frage, die ich mir stelle, ist:

Was führt mich in die Kommune oder was hält mich davon ab, in die Kommune zu gehen?

Wenn ich die Geschichte der Niederkaufunger richtig im Kopf habe, hatten sie in der Umgebung von Hamburg gesucht, dort nichts gefunden und dann eben das Grundstück bei Kassel gekauft.

Da ist die Situation dann: Hingehen oder nicht hingehen.

Bei uns ist es anders: In anderthalb Stunden bin ich von meiner Berliner Wohnung draußen in Klosterdorf (und natürlich in der gleichen Zeit wieder in Berlin). Durch die Nähe ist es auch möglich, wochenends rauszukommen, am Plenum teilzunehmen, den Kontakt zur Gruppe zu halten, aber dann eben auch Sonntagabend wieder nach Hause zu fahren. Es fällt mir (und anscheinend noch einigen anderen) wahnsinnig schwer, den Schnitt zu machen: Ich ziehe nach Klosterdorf in die Kommune.

Ein anderer Aspekt ist, daß wir ein Haufen von Leuten sind, die sich zum größten Teil vorher nicht kannten. Weitere Kommunemitglieder wurden nach der Gründung der ÖkoLeA meist über Anzeigen oder Radioberichte gefunden. Ich habe mich also nicht mit Leuten zusammengetan, die ich kannte und mochte und mit denen ich so eine Gemeinschaft angestrebt hätte, sondern ich habe mich einer Gruppe von mir bis dahin fremden Menschen angeschlossen. Unsere Ansprüche, die Art, wie die Einzelnen leben wollen, die Meinung darüber, was wichtig und richtig ist; das alles geht sehr weit auseinander.

„Pluralismus“ wäre für mich das Zauberwort, aber es fällt vielen Leuten schwer, das, was sie für richtig halten, nicht anderen aufzudrücken.

Das Kontrollbedürfnis ist in unserer Gruppe sehr groß. Ich weiß nicht, ob das in allen Kommunen so ist und ob das so sein muß. Ich kann nicht gut damit leben, mich für meine Art des Lebens und Seins verteidigen oder rechtfertigen zu müssen. Aber ist es nicht auch richtig und wichtig, daß ich meine Positionen zu hinterfragen lerne, eben auch dadurch, daß andere Leute mich darauf hinweisen?

Andererseits erhoffte ich mir (und habe auch schon) eine Menge an Anregungen, an persönlichem Wachstum, an Möglichkeiten durch die Gruppe, die ich alleine nicht hätte.

Oft sitze ich im Plenum und kann gar nicht glauben, mit was für Problemen wir uns stundenlang aufhalten, wie wir uns bremsen lassen von „Piddel-Paddel“, wie ich das zu nennen pflege. Es ist ein Gefühl, als ob wir uns gegenseitig bremsen und, aneinander festgebunden, in lauter verschiedene Richtungen laufen, als ob keine gemeinsamen Aktionen möglich wären, weil immer irgendwer irgendwas dagegen hat, wenn mal etwas gemacht werden soll.

Andererseits ist manchmal eine Stimmung von Aufbruch, eine Bündelung der gemeinsamen Ideen und Fähigkeiten, ein wirkliches „am gleichen Strick ziehen“ in der Gemeinschaft vorhanden, daß ich total fasziniert bin von den Möglichkeiten, die sich uns als Gruppe bieten.

Und noch was ganz anderes: Wenn ich am Wochenende nach Klosterdorf komme und eines der ÖkoLeA-Kinder sich auf mich stürzt und sich an mein Bein ankuscht (es kommt noch nicht höher) und ich die erste halbe Stunde nichts tun kann, weil ich von mehreren Kindern umringt bin, die mir unbedingt wichtige Sachen erzählen wollen... ich liebe es! Ich habe keine eigenen Kinder und möchte auch keine haben. Die Kommune bietet die wunderbare Gelegenheit, mit Kindern zu leben, ohne selber welche kriegen zu müssen.

Vielleicht ist es für mich die richtige Sichtweise, mir das Ganze als Experiment vorzustellen, das klappen kann oder auch nicht. Es ist eben nicht wie in einer Familie, die meist auf Gedeih und Verderb zusammenbleibt, sondern eine Art selbstgewählter Familie mit ganz anderen Chancen und Möglichkeiten des Zusammenlebens, an deren Gestaltung ich selbst auch teilnehme. Und zur Bewältigung der Schwierigkeiten untereinander sind wir zumindest auf der Suche nach dem richtigen Weg.

Kerstin Mia Denkena

Fragst du ein ÖkoLeA-Mitglied, in welcher Tradition wir uns fühlen, wird es wahrscheinlich antworten: in der Tradition der Kibbuzim, politisch gesehen: „linke Mitte“. Doch was sagt das? Jeder Mensch hat eine andere Vorstellung von „Mitte links“ und nur wenige wissen, was ein Kibbuz ist. Der Begriff „Kommune“ ist längst in einer bestimmten Ecke: wird „Kommune“ mit Anarchie und Gruppensex gleichgesetzt. Ich aber fühle mich in Schubladen nicht wohl. „Lebensgemeinschaft“ meint wohl eher: bis daß der Tod euch scheidet. So fest fühlen wir uns nicht gebunden. „Wohnprojekt“? „Genossenschaft“? „Kollektiv“? Schlagwörter, die einen äußeren Zustand beschreiben und weiteres Nachdenken überflüssig machen. Wichtiger und spannender ist mir, zu erforschen, was die Menschen anzieht, zusammenhält oder auch trennt! Was um Himmelswillen führt mich zu dir? Im Zeitalter des Intellektualismus – Herz ist out – und Individualismus – Anonymität ist in – bin ich mir selbst doch genug, oder? Die Anziehungskraft der Geschlechter oder ähnlicher Polaritäten allein kann es nicht sein. Irgendwo im Innern spüre ich ein Zusammengehörigkeitsgefühl, eine Art „Herdentrieb“, der mich immer wieder zu anderen führt. Und sei das Ergebnis noch so enttäuschend. – Das Leben in Gemeinschaft muß doch glücklicher sein!!

O nein: Kommune ist nicht allein Streß, sondern Edelstreß! Da wird bis zum Erbrechen diskutiert, da gibts kein Privatleben, Ruhe sowieso nicht... Das Telefon ist ständig belegt, alles muß „abgestimmt“ werden und vor allem muß ich alles mit allen teilen... ätzend!

Also: Beim Zusammenleben geht es scheinbar nicht nur um das berühmte „Harmoniebedürfnis“ (was jede/r darunter verstehen möge), sondern ich bin bereit, auch Streit, Differenzen usw. in Kauf zu nehmen. Neben einer diffusen „Sehnsucht Gemeinschaft“ habe ich offensichtlich noch andere Ideale. Zum Beispiel das Ideal, neue Wege aufzuzeigen, glücklicher, lustvoller und qualitativer zu leben. Dafür bin ich bereit, Opfer zu bringen.

Immer wieder flackert bei ÖkoLeA die Diskussion um das berühmte „geistige Band“ auf. Alle anderen haben es scheinbar, nur wir nicht. SkeptikerInnen versuchen uns einzureden, daß ein solcher geistiger Pol überlebensnotwendig sei. Zu viele Gruppen ohne ihn seien schon gescheitert und in Krisenzeiten sei eine gemeinsame „Ideologie“ – gleich der Blutsverwandtschaft in der Familie – der einzige Rettungsanker. „Geistige Blutsverwandtschaft“? Mir gefällt ÖkoLeA gerade deshalb, weil sie so liberal ist und ich mich ideologiefrei entfalten kann. Mein „Band“ – und ich kann das nur für mich sagen – ist das Interesse am Menschen, am fremden Schicksal, an dem Wechselspiel von Gleich- und Andersartigkeit. Ich sehe es als Chance, mit dieser vergrößerten Wahlfamilie Lebenserfahrungen zu machen. Einen gemeinsamen Weg gehen, ohne die Freiheit der anderen einzuschränken

oder mich eingeschränkt zu fühlen. Meine These: Anstelle des „geistigen Bandes“, anstelle von Ideologie kommt ein „soziales Band“. Ich nenne es hier verkürzt: Interesse am Schicksal anderer.

Foto: G. Mielhe



Sinnlos wäre allerdings, es zum Programm zu erklären. Doch kann das Individuum ein soziales Motiv haben, welches über Ideologien steht? Was hat es dann noch mit der Zweierbeziehung, mit der Kleinfamilie oder der Eltern-Kind-Beziehung auf sich? Werden alle herkömmlichen sozialen Formen aufgelöst? Eine erschöpfende Antwort kann ich erst in zwanzig Jahren geben. Wenn ich eventuell bestätigte finde, daß das Leben in Gemeinschaft wirklich reichhaltiger und qualitativer ist. Wenn das Scheitern von Kleinfamilien in meinem Umkreis anhält oder wenn meine Kinder erwachsen und trotzdem gesunde Menschen geworden sind. Vielleicht werden sie aber als Ergebnis einer Kommunekindheit auch gesellschaftsunfähig und auf PsychiaterInnen angewiesen sein...

Apropos Kinder. Beobachte ich meine zwei (4 und 7), frage ich mich manchmal: was braucht ein Kind, um in unserem Kulturkreis aufzuwachsen. Einerseits wollen wirs nicht so machen wie unsere Eltern oder wie die spießbürgerlichen Nachbarn. Andererseits leben wir nicht bei den Indianern, deren Erziehung wir oft so bewundern. Das Kind so sein und wachsen zu lassen, wie es ist: nackt, natürlich, neutral, ohne verderbende Kultureinflüsse. Es gilt, den goldenen Mittelweg zu finden. Oder besser: Flucht nach vorn. Doch, ist da „Kommune“ die Antwort?

Unsere Kinder – es gibt da noch ein paar mehr – spielen einträchtig im Hof oder im Spielzimmer, und es scheint, daß sie nichts vermissen am Glücklichen; Langeweile ist ihnen ein Fremdwort. Warum sie nur sporadisch mit den Dorfkindern spielen, durchschaue ich noch

nicht. Ist es eine Altersfrage, d.h. wächst der kindliche Radius mit dem Alter? Sind wir noch zu fremd im Dorf (nach einem Jahr Siedeln)? Bekommen die Dorfkinder dumme Sprüche über die „Öko's“ von ihren Eltern zu hören? Oder sind sie unseren Kindern etwa zu fremd, zu phantasielos oder gar gewaltbereit (immerhin sind wir der einzige Haushalt ohne Fernseher, Video etc.).

Wie gesagt, bis jetzt sind unsere Handvoll Kids mit sich selber zufrieden. Aber: an anderer Stelle finde ich unsere Großfamiliensituation noch mangelhaft: wenn die Erwachsenen – in erster Linie halt wir Eltern – nicht genügend Zeit für den Nachwuchs finden. Wird dieser zwar ganze Nachmittage nicht gesehen, weil ins Spiel vertieft, so ist er doch auf die Zuwendung der Erwachsenen angewiesen. Und bei Öko-LeA ist häufig das Phänomen der Überbeanspruchung zu beobachten. Wir stellten es kürzlich fest: der Gruppenzwang ist groß – größer jedoch ist der Selbstzwang. Da steht die Forderung: mehr Gelassenheit, mehr Gleichgewicht im Persönlichen – das kommt auch den Kindern zugute.

Freimut Schade

GOPPINGER GESCHICHTEN

Anarchie und Verantwortung

In der Vorweihnachtszeit spitzte sich die Lage auf der Mühle wieder einmal zu: Vier Gäste mit einem Kind auf fünf Bewohner. Das Verhältnis ist nicht günstig. Zu Weihnachten kamen zwei weitere Gäste. Die Mini-Struktur, die sich im Monat davor allmählich herausgebildet hatte (abwechselnd Kaffee kochen, Holz machen für die Küche und einheizen, einkaufen, kochen und Milch holen, abwaschen, von 12-17 Uhr gemeinsam die Bauarbeiten weiterbringen), brach schlagartig in sich zusammen, als die geballte Gast-Energie uns vorlebte, was sie sich unter anarchistischer Lebensweise vorstellte. Sie alle waren Projekt-Interessenten! Pärchenweise oder cliquenweise blieben die Leute bis zum frühen Nachmittag in ihren Zimmern. Gerade daß irgendjemand mal vorher auftauchte und Feuerholz für die eigene Feuerstelle besorgte oder nachsah, ob schon jemand Kaffee gemacht hatte. So um 14 Uhr fand sich dann im Glücksfalle ein beliebiges Team zusammen, um an der Decke im Bad weiterzuhämmern oder die Wand weiter zu verputzen. Je nachdem, ob die Arbeitsgruppe Spaß miteinander hatte oder ob es nicht so gut lief, hörte die Arbeit bei Dunkelwerden zwischen 16 und 17 Uhr wieder auf, oder sie wurde bei elektrischem Licht bis zum Abendessen fortgesetzt.

Obwohl ich die einzelnen Leute sympathisch fand, kam mir die ganze Gruppe wie eine träge, gallertartige Masse vor, ein 10-12-Personen-Haushalt, in dem sich niemand für nichts zuständig fühlt, wo man/frau sich gegenseitig nicht an- sondern eher abturnt. Rückfall hinter die Ungererstraße (meine Stadt-WG), ja vielleicht noch hinter die Kleinfamilienzeit! Wie immer in solchen Situationen, in denen ich mich eingekeilt und festgehalten fühle, ohnmächtig, eine Lösung zu bewirken, neige ich zu zwei Verhaltensweisen: Zum einen möchte ich umgehend eine Versammlung einberufen, um die Probleme auf den Tisch zu bringen; zum anderen habe ich große Lust nach draußen zu gehen und mich mit Leuten zu treffen, mit denen ich selbstverständlichere Übereinstimmung habe, zumindest spontan. Die Sitzung wurde anberaumt zum Thema: „Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, daß die anarchistische Lebensform eine Chance hat zu funktionieren?“ Sie wurde aber nicht sofort abgehalten, damit die Einzelnen sich noch vorbereiten konnten. Die zweite Tendenz in mir opferte ich

mehr oder weniger meinem Pflichtgefühl, außer einem Thermalbadbesuch mit Go („Kleine Fluchten“).

An den Baustellen lief die altbekannte Männerkonkurrenz: Wer ist der Kompetenteste und hat am meisten Ahnung von dem, was gerade ansteht? Das wurde keineswegs offen ausgetragen, aber deutlich spürbar für den, der spüren konnte. Als Kompetentester profilierte sich derjenige, der die angeblich einzige Lösung sah, vortrug und unwidersprochen blieb! Das gelang auf jeden Fall Heiner mit größerer Wahrscheinlichkeit dann, wenn Go sich für ein verlängertes Wochenende zur Fortbildung in Holland befand. Vermutlich geschah es nicht ganz zufällig, daß irgendetwas plötzlich dringend und sofort entschieden werden mußte, weil sonst kein Mensch weiterarbeiten könne, wie es hieß. Selten waren die Handwerker so eifrig, wie während solcher Abwesenheiten von Papa Go. Es war, als wenn sich die restlichen Männer erst jetzt so richtig entfalten könnten oder wie wenn sie es ihm jetzt wirklich einmal beweisen wollten! Leider erwiesen sich die „einzigen Lösungen“, logisch klar und unwiderlegbar, aber nicht mit Go abgesprochen, oft als keineswegs die einzigen. Vielmehr hatte Go ganz andere Lösungen im Kopf, und wo es um seine Vorstellungen von Sicherheit ging, bestand er darauf, daß demontiert wurde. So geschah es mit der gesamten Elektrik, die im Bad verlegt worden war, weil es „logisch“ war, daß die Elektrik vorher verlegt werden mußte, wenn die Decke so und so weit herunter angebracht wird und infolgedessen bis dorthin verputzt werden mußte. Go befand jedoch: keine Elektro-Leitungen auf Holzbalken! Er wollte die Zuleitungen von draußen her einführen. Die Holzdecke bliebe somit frei! Bei unserem Mini-Arbeitsvolumen hatte eine derartige Demontage natürlich eine deprimierende Wirkung! Es folgte stundenlanges Palaver vor und während der Sitzung: Wie konnte so etwas passieren? Warum wurde nicht klarer und „idiotensicher“ geplant?

Beim anberaumten Anarchie-Plenum stellte sich heraus, daß niemand außer Go, mir und vielleicht Jeanette eine halbwegs klare Vorstellung vom Begriff „Anarchie“ hatte. Die Ideen, die in den Köpfen und Seelen herumspukten, ähnelten mehr dem, was ich vielleicht einen „ungeregelten, totalen Individualismus zu mehreren“ nennen würde. Struktur war damit nicht vereinbar, Anleitung durch die jeweils kompetentesten auch nicht. Als Go und ich dafür plädierten, sich doch die Entlastung, die Struktur enthalten könne, zunutze zu machen, zumal sie ja keineswegs im Widerspruch zur Anarchie stehe, meinten einige: das komme für sie nicht in Frage. Wenn so etwas eingeführt werde, seien sie weg vom Fenster.

Noch schärfer wurde der Widerstand beim Diskussionspunkt Leitung und Kompetenz. Ich warf wieder einmal meine persönliche Erfahrung in die Waagschale: Auch Strukturlosigkeit kann Unter-

drückung bedeuten und der Unoffenheit Vorschub leisten, genauso wie eine zu rigide Struktur in der Regel Gleichmacherei und oft Unterdrückung bedeutet.

Wir hatten vorgeschlagen, sich anhand eines Kapitels von Wilhelm Reich aus seinem Buch „Die Massenpsychologie des Faschismus“ vorzubereiten. Nelly hatte wissen wollen, wer denn dieser Reich sei? Als ich damit begann, Wilhelm Reich als „Schüler von Freud“ vorzustellen, merkte ich, daß es bei Nelly „klack“ machte und sie so offensichtlich dichtmachte, daß ich meine Bemühungen zunächst einstellte. Später erfuhr ich, daß sie Freud in einer Schublade hatte, daß Sex sein Welt- und Menschenbild bestimme. Das fand sie degoutant.

Bei der Besprechung las ich zwei Seiten aus dem Reich-Aufsatz vor, die ihren Eindruck nicht verfehlten. Trotzdem lief die Diskussion am Ende darüber, ob das Beispiel Reichs realistisch wäre. Gezieltes Mißverständnis, wie mir schien, statt konstruktiver Bemühung, die Quintessenz herauszuziehen und auf unsere Verhältnisse anzuwenden.

Wir hatten zwei oder drei Sitzungen in einer Woche. Allen hätte danach klar sein können, daß es so nicht weitergehen konnte. Allen hätte, meine ich, auch klar sein müssen, daß Anarchie nicht „leichtes Leben“ und „Willkür“ heißen kann. Wenn jeder für alles voll mitverantwortlich ist, was in der Mühle abläuft, bedeutet das einen riesigen Packen Verantwortung: Hat das Auto genügend Öl? Reicht das Geflügelfutter bis zur nächsten Biobauern-Fahrt? Ist ausreichend Brennholz für den Winter besorgt worden? Sind die Gäste über alles aufgeklärt, was ihnen geboten und was von ihnen erwartet wird? Stehen dringende Reparaturen an? Sind Dachziegel zu erneuern? Ist der Garten gegossen? Und die Balkon- und Zimmerpflanzen? Eine endlose Liste.

Wenn die Verantwortung verteilt wurde, sprich mehr Struktur beschlossen wurde, so bedeutete das zwar eine Erleichterung für den Einzelnen, aber nicht, daß er von jeder Verantwortung für Dinge, die er nicht selbst übernommen hatte, enthoben war. Vielmehr sollte er interessiert und besorgt sein, ob der/die Verantwortliche seine Aufgabe zur richtigen Zeit, ohne Überforderung, in für die Gruppe optimaler Weise schafft. So hatte ich – bis auf weiteres – die Buchhaltung übernommen, obwohl diese Tätigkeit nicht gerade mein Hobby ist. Ist je jemand vorbeigekommen, um sich die Zahlen und Rubriken anzuschauen oder sich darüber zu informieren, ob und wie wir über die Runden kommen? Nicht, daß ich mich erinnern könnte. Stattdessen höre ich hin und wieder Kritik darüber, daß ich nicht auf dem Laufenden bin. Wie hätte man sich einen Monat später noch an Vorgänge oder fehlende, möglicherweise verschlammte Belege erinnern können? Außer dieser Kritik kam wiederholt die Anfrage, ob Essen und Reisen nicht über das Vereinskonto finanziert werden könnten. Hätte sich

der/die FragestellerIn die Zahlen angeschaut, hätte er/sie die Frage leicht selbst beantworten können, denn sie hätte verneint werden müssen. Es wären ihm/ihr dann vielleicht konstruktive Vorschläge eingefallen, wie wir in vertretbarer Weise an Geld herankommen könnten.

Die Hoffnung, daß die Sitzungen mehr Klarheit schaffen könnten, erwies sich als müßig. Statt konstruktive Vorschläge kam der Seufzer, es werde viel zu viel geredet und alles sei viel zu theoretisch. Oder nach der Sitzung: es sei wieder einmal nichts herausgekommen. Kein einziger faßbarer Beschluß. Einer der Gäste, der 14 Tage lang verreisen und dann wiederkommen wollte, fragte: ob wir nicht über Tür und Wand im Badezimmer diskutieren könnten, solange er noch da sei, damit er mitbestimmen könne?! Der Fragesteller war ein der Mühle durchaus positiv gegenüberstehender, bemühter Junge!

Seine Frage führte uns wieder einmal vor Augen, was alle jungen Leute die sich der Mühle näherten, wollen – und daran haben unsere „Schulungs“-Bemühungen nichts ändern können: Freiheit! und Selbst- und Mitbestimmung! Auf jeden Fall Bestimmen! Verantwortung wurde allenfalls in der Form der Macht angestrebt. Schade, daß das Sprichwort „Wer Rechte hat, muß auch Pflichten übernehmen“ so sehr als Verschleierungsideologie der Mächtigen mißbraucht wurde, daß es seine Glaubwürdigkeit bei jungen Menschen eingebüßt hat. Sinnlos, mit ihnen ernsthaft darüber reden zu wollen! Übrigens haben wir von dem Jungen, der so gerne über die Gestaltung des Badezimmers mitbestimmt hätte, nie wieder etwas gehört! Er kam nach der 14tägigen Reise nicht zu uns zurück und ließ nie wieder von sich hören.



Foto: C. N. Schär

DER WEG NACH UTOPIA UND SEINE STOLPERSTEINE:

Gedanken aus einem spanischen Dorf

Meine Tochter ist jetzt vier Jahre und ein paar Monate alt. Sie ist am gleichen Tag geboren, an dem dieses Dorfprojekt, in dem wir leben, seinen konkreten Anfang nahm. Wie meine Tochter so ist dieses Dorf noch in den Kinderschuhen, aber beide haben durchaus ihre eigene Stimme, ihren eigenen Willen, ihre eigene Entscheidung. Zwei Leute mit einem Tipi haben hier angefangen, heute sind wir ca. 100 große und kleine Leute in ungefähr 40 Häusern, Hütten, Tipis und Yurten.

Wir kommen aus zehn verschiedenen Ländern der Welt. Wir haben die unterschiedlichsten kulturellen und persönlichen Hintergründe.

Wir leben in einem Bergtal, 1000 m hoch, felsig, karg, steil. Die einzige Zufahrt ist abenteuerlich und wird nur vom dorfeigenen Jeep benutzt (falls es keinen Schnee hat). Sonst sind wir über einen wunderschönen Fußweg ca. 1,5 h vom letzten Dorf entfernt.

Unser Hintergrund, unsere Gemeinsamkeit, was uns zusammengebracht hat, ist der Regenbogen. Der alle Farben enthält. Und wo jede Farbe wichtig ist. Wenn wir versuchen würden, eine für alle verbindliche Selbstdarstellung zu schreiben – wir könnten uns nie einigen. Wenn es aber was Wichtiges zu tun gibt, kriegen wir's eigentlich immer irgendwie geregelt. Egal ob Arbeitsaktion, Fiesta, Hilfe bei Krankheiten, Unfällen, Krisen, Geburten... Wir sind uns selten einig, aber wir fühlen doch, daß wir zusammengehören.

Wir sind Dorf, keine Kommune. Jeder ist für seine Form von Ökonomie selber zuständig. Die Bandbreite geht dabei von „Nullökonomie“ über Sozialkohle oder vorher Erarbeitetes (oder Ererbtes), Minimaljobs in der internen Struktur, bis zu verschiedenen Formen von Kunsthandwerk (Leder, Holz, Musikinstrumente, Zelte, Klamotten usw.) Handel, Selbstversorgeranbau, Jobs außerhalb. Tendenz ist: immer mehr versuchen hier zu machen, einen immer größeren Anteil der Ökonomie im Innern des Dorfes zirkulieren zu lassen.

Die äußeren Bedingungen sind hart. Viel Geld haben wir nicht, könnten auch meist nicht viel mit Geld umgehen, wenn wir's denn hätten. Unser durchschnittliches Finanzlevel dürfte sich so ungefähr auf der Höhe des Weltdurchschnittseinkommens bewegen (ich glaube, das sind derzeit bei ca. 160 DM monatlich pro Kopf). Damit kann man hier ganz gut auskommen. Vielleicht kommt das Gefühl von Wohlstand und Luxus, das wir oft empfinden, nur daher, daß es letztes Jahr alles noch viel primitiver war – subjektiv haben wir wohl alle das Gefühl, gut zu leben.

Wir haben einen Coop-Laden, der uns mit fast allem versorgt, was wir im Alltag so brauchen, so reduzieren wir sowohl Müll (Einkauf sack- und kistenweise) als auch Transporte. Manchmal erinnert mich der Laden an Bilder aus dem Wilden Westen, außer Gewehren und Munition findest du vom 100er Nagel bis zum Biokeks, vom Verhüterli bis zum Pferdefutter. Der Laden ist 24 h offen, jeder kann reingehen, seine Sachen selber abwägen und das Geld in die Kasse tun oder in einem Buch aufschreiben. Natürlich gibt's da einen gewissen Schwund, durch Rechenfehler, Nachlässigkeit und auch mal Klau, und natürlich gibt's auch Diskussionen darüber. Aber die Ladenleute haben Wege gefunden, den Schwund unter dem Level zu halten, den ein normaler Supermarkt mit Videokameras, automatischen Kassen und Hausdetektiv hinnehmen muß.

Unser Treffpunkt, die „Bar“ (alkoholfrei) und die Bäckerei funktionieren auch ungefähr auf diese Weise.

Es gibt etliche wachsende Gärten und kleinere Felder, die langsam einen Teil der Versorgung übernehmen. Wir haben uns aber mehr auf den Aufbau der Dorfstruktur konzentriert als auf möglichst schnelle Selbstversorgung. Schule, Laden, Bäckerei, Bar als Treffpunkt, Medi-

zin, Kindergarten... Ohne solche Strukturen lebt ein Dorf nicht. Und bei allem Chaos und Durcheinander und auch Frust – lebendig sind wir.

Viele von uns kamen als mehr oder weniger Kleinfamilie hierher, viele mit Träumen, Gruppen und Kommunen im Dorf aufzubauen. Bis jetzt hat es aber noch keine Gruppe geschafft, über's Anfangsstadium hinauszukommen. Allerdings gibt es derzeit ein paar neue Ansätze dazu, die vielleicht dauerhafter sind als die bisherigen. Fast alle Paare, die hier zusammen ankamen, haben sich hier inzwischen getrennt. Aber alle sind im Dorf geblieben. So haben wir grad viele Haushalte mit einem Erwachsenen und einem bis mehreren Kindern. Bei diesen Trennungen gibt's 'ne Menge zu bewältigen. Viele festgefügte Muster und Verhaltensweisen klappen hier zusammen.

Ich denke, das liegt zum guten Teil daran, daß wir hier einen Traum leben. Das heißt, wenn irgendwas schief läuft, jemand sich nicht wohlfühlt oder auf gut deutsch beschissen fühlt, ist es nicht so einfach, die Schuld, Wut, Haß, was immer, auf irgendetwas Anonymes zu schieben. Der Chef, der Vermieter, der nöhlende Nachbar, den wir gar nicht kennen, die Gesetze die uns immer einschränken, diese elenden Politiker, die's nie kapierten und überhaupt die ganze Scheiß-Gesellschaft. Das alles funktioniert hier nicht so recht. Denn auf wen immer du die Schuld an deinem Leiden schieben willst – er/sie bleiben nicht lange anonym, sind halt auch nur Freunde, Nachbarn, identifizierbar, auch nur Menschen, die du ja irgendwie magst, und schon spiegelt sich die ganze Chose auf dich selbst zurück. Das kann dann manchmal auch ganz schön heftig sein, viele von uns waren es schon mehr gewohnt, die Fehler eher bei anderen als bei sich selbst zu suchen. Man kann zwar durchaus Abstand voneinander halten, aber nie sich ganz ausweichen. Und so kann man manche Probleme eben nicht verdrängen, die man vielleicht an anderen Orten noch einigermaßen unter den Teppich kehren kann. Innerhalb einer Beziehung wirkt sich das zum Teil am heftigsten aus. Wir haben Leute unter uns, die beim Verarbeiten therapeutisch helfen können, und diese Hilfestellungen werden im gesunden Austausch auch immer mehr wahrgenommen. Und so hab ich manchmal den totalen Frust und das volle Gefühlstief, und manchmal denk ich, das alles kann noch richtig gut werden. Dabei hab ich das Gefühl, noch nie in mei-



Die Schule, das erste benutzbare Haus

Foto: C. N. Schär

nem Leben so viel gelernt zu haben, so zu wachsen wie hier. Und oft macht es auch richtig Spaß mitzuerleben, wie andere wachsen.

Wir können nicht für uns in Anspruch nehmen, irgendetwas wirklich klar zu haben, aber wir haben eine Praxis miteinander, die sich immer weiter entwickelt.



Foto: H. Bethge

Wir unterhalten und streiten uns oft über ökologische Aspekte in unserem Alltag, und wir haben alle viele Dogmen und noch mehr schlechte Angewohnheiten. Ist es ökologisch vertretbar, den Jeep zu benutzen oder besser die Pferde? Bleibt dann noch Zeit und Energie für Schule und Kindergarten? Ist es besser Biofood aus Deutschland heranzukarren, oder lieber nicht-Biofood von den umliegenden Märkten? Oder was machen wir mit den Scheißplastikbeuteln vom vielen Tabak, den

wir rauchen? Ist ein Telefon schon Babylon oder sinniger Einsatz von Technologie? Immer mehr will uns die praktische Ökologie als ein täglich neuzufindender Kompromiß erscheinen – zwischen dem Machbaren und dem Erwünschten. Wenn du drinsteckst in so einem Prozeß, erscheint dir der Fortschritt oft zäh und langsam. Wenn du mal „draußen“ bist und mit Abstand guckst und vergleichst, dann merkst du, es läuft gar nicht so schlecht daheim. Zeitweiliger Abstand vom Ganzen erscheint lebensnotwendiger Teil unseres Lebens zu sein.

Obwohl wir alle mit unseren unterschiedlichen Dogmen behaftet sind, als ganzes Dorf sind wir ziemlich dogmaresistent. Aber auch ziemlich resistent gegen gemeinsame verbindliche Rituale, Versammlungen, Spiritualität. Und doch wächst sowas, ganz langsam, von unten her. Ohne Anspruch, daß ein jeder muß – das ist hier tödlich. Die große Mehrheit von uns ist hier gelandet aus irgendeiner „Antihaltung“ gegenüber der „normalen“ Gesellschaft. Eine eher grundsätzliche Ablehnung jeglicher Normen und Regeln herrscht vor. Wenn das Wort Gesetz benutzt wird, sehen fast alle rot. Wenn von einem Ritual zum Vollmond oder so die Rede ist, so sind die einen Feuer und Flamme und die anderen fühlen sich an Zwänge aus ihrer Kindheit von Kirche, Familie und Schule erinnert. Das einzige, wo fast alle kommen, sind bestimmte „fiestas“.

Zum Council, der Hauptversammlung einmal in der Woche, kommen selten die Hälfte der Bewohner. Entscheidungen gehen per Konsens und brauchen viel, viel Zeit. Langsam wächst eine Kultur von Zuhören und Verstehen, und wir lassen anstehende Entscheidungen oft einfach langsam wachsen, bis sie auf einmal reif sind. Was nicht

heißen soll, daß es nicht trotzdem Streit und reichlich Ungeduld auf diesem Weg gibt. Immer mehr Entscheidungen werden in kleineren Gruppen gefällt, die sich wirklich mit einem Thema beschäftigen. Diese Entscheidungen werden dann meist auch von allen akzeptiert.

In der Anfangszeit mit ständig neuen Leuten hatten wir mal so 'ne Krisenzeit, wo keiner mehr so richtig wußte, wie's weitergeht. Wer ist eigentlich hier und bleibt hier? Was gelten Entscheidungen, die einmal gefällt wurden, wo aber die Hälfte von den Leuten noch gar nicht da war? Müssen wir wirklich wegen jedem neu Hereingeschnittenen wieder über Hunde und unsere Zufahrtspiste diskutieren? Damals haben wir uns dann eine „Constitution“ gegeben. Es ging über viele lange Councils, bis das Ding von allen akzeptiert war, obwohl das Ganze gerademal anderthalb handgeschriebene Seiten umfaßt. Wie uns denn schien, daß die Sache reif ist, haben wir uns alle (wir waren damals vielleicht 25 Leute) bei den Händen gefaßt im Kreis und uns angeschaut und nachgefühlt, ob wir alle diese Basis und uns einander akzeptieren können. Eine Frau ist dann von sich aus, aus dem Kreis zurückgetreten, da eine andere zu heftig wegen einer Eifersuchtsgeschichte ins Fühlen kam. (Mittlerweile ist sie allerdings auch Mitglied geworden und lebt hier). Dann wurde die „Constitution“ unterschrieben und jeder sollte irgendetwas an den „Talkingstick“ hängen. (Der Talkingstick geht rum, wenn die Situation in einem Council zu kompliziert wird, entweder im Kreis, wo jeder, der was sagen will, das tut, und wir so ein Bild kriegen, was der gemeinsame Nenner sein könnte. Oder auch mal in der offenen Runde, einfach um ein bißchen klarer zu haben, wer jetzt dran ist.) Die Constitution war dann auch schon erstmal eine Hilfe, vor allem um ein Minimum an Neueinsteiger zu vermitteln, von dem was schon gelaufen ist. Als dann aber ein paar von uns auf die Constitution beharren wollten in irgendeinem Konflikt und einige die Constitution sogar gerne erweitert gesehen hätten, stellte sich heraus, daß manche Leute zwar als Mitglieder aufgenommen waren, aber nie unterschrieben haben. Und sich von daher auch nicht an die Entscheidungen gebunden fühlten. So ist bis heute eigentlich nicht wirklich definierbar, wieviel diese Constitution eigentlich wert ist, alles scheint sehr „elastisch“, aber wir haben uns entschieden, daß wir sie doch behalten und vielleicht ein bißchen an die Realität anpassen.

Warum es trotzdem lebendig weitergeht, liegt im wesentlichen daran, daß wir genug Austausch miteinander haben, miteinander reden, zuhören lernen. Auch wenn zu den meisten Councils selten mehr als die Hälfte der Bewohner erscheinen, denke ich doch, fast alle im Dorf kriegen ein Gefühl dafür, was für die anderen akzeptabel ist und was nicht. Wenn du unsicher bist, redest du erst mal mit ein paar Leuten, vielleicht gerade auch mit denjenigen, von denen du weißt, daß sie in



dem Punkt eher eine andere Sichtweise haben. Damit kannst du im Council natürlich viel leichter Sachen vorschlagen, die für alle akzeptabel sind. Immer öfter gibt's so Situationen, wo jemand so ungefähr sagt: „Das ist nicht mein Ding, was ihr da machen wollt, und ich will damit nix zu tun haben, aber ich sehe, daß es für euch wichtig ist, und ich hab Vertrauen zu euch, und drum akzeptier ich's.“

Klar, daß auch mal jemand was durchsetzt, ohne daß Einigkeit herrscht. Aber wir haben die Erfahrung, daß wir sowas auch verhindern können, wenn's wichtig genug ist. Mit die schwierigsten Entscheidungen sind die über neue Mitglieder. Das führt dazu, daß wir einen ganzen Haufen Leute im Dorf haben, die zwar schon ein halbes oder ein ganzes Jahr da sind, aber noch keine Mitglieder sind. Praktisch gesehen ist der wichtigste Effekt, daß man sich keine „feste“ Behausung bauen darf und noch keinen eigenen Garten machen soll. Auch wenn die Grenzen zwischen einer festen und einer mobilen Behausung manchmal nicht so eindeutig sind, ist das doch ein Punkt, der eine relativ klare Grenze markiert. Wir haben gemerkt, daß wir uns gegenseitig die Zeit lassen müssen, bis alle bereit sind, eine Person als neues Mitglied anzunehmen. Und weil das so ein heikles Thema ist, reden wir eh nur alle halbe Jahre, jeweils zu Equinox darüber.

Das letzte Mal hatte sich so viel Unklarheit angesammelt, wie und in welcher Form wir neue Leute annehmen, daß wir vier oder fünf Councils brauchten, um wieder klarzusehen. Wobei das entscheidende Council neun Stunden gedauert hat, halt so lang, bis wir uns einig waren. Es war ein schönes Gefühl im Dorf nach dieser Serie von Councils, das auch die Leute erfaßt hat, die eher selten oder nie zum Council kommen.

Nach außen ist unser Politteam seit Jahren am arbeiten, uns als Politische Gemeinde zu etablieren, so daß wir dann auch nach außen ei-

DENKEN, DASS WIR UNS IN
DER STEINZEIT BEFINDEN,



ODER IN DER
DER ZEITDORFER



ABER WENN WIR BE
NAU HINSCHAUEN, WAS



SEHEN WIR 3 SCHNELL-
LICHT! AN SONNENENERGIE

WIRD IRGENDWIE
ELEKTRISCHES LICH



NOCH DER
GAME-BOY,



NOCH FLIEßEND WASSER.
FEHLEN IN DIESEM DORF...



COMPUTER TECHNIK
NUTZEN WIR AUCH...



IN NÜTZLICHERER
FORM (IN UNSEREM
LADEN)



OH, UND ICH VERGAS
DEN RAUCH, DEN
MAN ÜBERALL ANTRIFFT



UND DAMIT ALLES PERFECT
KLAPPT, GIBT ES NOCH
VERKEHRSCHILDER.



KATAVENERO IST EIN
SELTSAMES DORF, ABER
ES IST GERADE IN



UND
NITZREIßEND



FAZIT:
KATAVENERO IST NICHT
DAS, WASENN
WEITEN SCHEINT...

UND MAN VERTRAUT
NICHT DEN VERKEHRS-
MITTELN.

© Joni

nen Bürgermeister hätten mit Stellvertreter und Kassenwart, wie jede andere kleine politische Gemeinde hier in der Region. Diese Leute sind natürlich intern an die Councilentscheidungen gebunden, und wir sind sehr wohl fähig, das auch durchzusetzen, notfalls jemanden abzusägen, wenn ein solcher Vertreter nicht mehr das Vertrauen des Councils hätte.

Wenn wir diese Anerkennung als politische Gemeinde endlich durchkriegen, haben wir die Verwaltung des ganzen zur Gemeinde gehörenden Landes, meist karge Buschvegetation von verschiedenen Sorten von Ginster und Erika. Es hat aber auch Bäume in den Talsohlen und ein paar vom Staat angelegte Kiefermonokulturen. Unser Traum ist natürlich, den großen Teil des Tales zu bewalden. Wir sind ziemlich am studieren, auf welche Weise wir das am besten erreichen, haben auch schon einige hundert Bäume gepflanzt, aber bevor wir wirklich große Aktionen angehen, sollten diese rechtlichen Voraussetzungen besser erst geklärt sein. Im Augenblick gibt es hauptsächlich Widerstand aus der Richtung der übergeordneten Gemeinde, die die letzten 30 Jahre die Verwaltung über das Gebiet innehatte, da das Dorf ausgestorben war. Als relativ arme Gemeinde verbindet sie ein ökonomisches Interesse mit diesem Land und mag die Verwaltung nicht gerne in die Hände von irgendwelchen Ökofreaks geben. Das Ringen mit Legalität, Gesetz und Verwaltung ist wahnsinig zäh und langsam und kostet eine Menge Geduld. Wir haben es allerdings zumindest in den zurückliegenden vier Jahren geschafft, unsere eigene Entwicklung völlig unabhängig von diesen Einflüssen zu entscheiden. Wir sind uns sehr wohl im klaren, daß mit dem Wachstum des Dorfes und unseres Bekanntheitsgrades auch die Auffälligkeit und Aufmerksamkeit der Behörden einhergeht. Es kann schon sein, daß wir uns in Zukunft mehr mit solchen Versuchen der Einflußnahme auseinandersetzen müssen. Ich denke dabei besonders an die Schulbehörden, denen unsere noch etwas chaotische Schule ohne Leistungsnachweise und Lehrplan schon etwas seltsam erscheinen mag. Bis jetzt hat noch niemand Offizielles zu genau nachgefragt, und wir hoffen, je besser und klarer die Schule ihren Weg findet, desto leichter sie auch nach außen hin zu vertreten. Unsere Verkehrslage läßt eh nur wenig konstante Kontrolle von außen zu.

Unser schnelles Wachstum und die große Zahl interessierter Besucher hat uns vor allem im letzten Jahr sehr viel Energie gekostet. Auf diffusen Wegen haben wir einen Bekanntheitsgrad, der ziemlich groß ist. Wir suchen keine neuen Mitglieder mehr. Vor allem laufen wir Gefahr, zu überdeutschen, und damit unseren internationalen Charakter zu verlieren. Das ist der Grund, warum wir uns in den letzten Jahren jedweder Veröffentlichung in deutscher Sprache enthalten haben. Aber es ist uns wichtig, vernetzt zu sein, im Zusammenhang mit an-

deren Gruppen und Projekten, bei denen ähnliches abgeht. Wir suchen auch den persönlichen Austausch speziell mit Leuten, die irgendwo „drinstecken“. Von denen, die etwas suchen, kommen schon mehr zu uns als wir verkraften. Deshalb gibt's auch nur eine popelige Kontaktadresse, weil wir nicht in irgendwelchen mehr oder weniger anonymen „Projektlisten“ auftauchen wollen. Ich komme mir dabei schon ein bißchen komisch vor, schließlich sind wir alles andere als eine Sekte oder ein Geheimbund, aber der Respekt vor der Situation unseres Dorfes und meinen Mitbewohnern gegenüber erfordert diese Zurückhaltung.

Wenn ich Artikel und Schilderungen in Kommunezeitungen, Infodienst Ökodorf oder so lese, dann denk ich schon, es gibt Grund genug, sich mitzuteilen und auszutauschen. In vielen Dingen sind wir im konkreten Stadium, wo an anderen Orten alles (noch) nur Papier ist. Weil's hier nix gab, wie wir anfangen, außer einer Menge Steine und Brombeerranken, blieb uns gar nichts anderes übrig, als alles selber anzugehen. Wir bleiben dabei allerdings oft auch Bastler und Dilettanten, wo bei anderen nach dem Papier mit deutscher Professionalität vorgegangen wird. Oft kommen wir vor lauter Alltagsbewältigung nicht so recht zu den Sachen mit langfristigen Perspektiven.

Auch bei uns ist Engagement fürs Ganze nicht gleichmäßig verteilt, und ab und an brennt dann mal jemand aus. Bis auch die Lektion gelernt ist, daß Überverantwortlichkeit mitunter genausowenig hilfreich ist wie mangelnde Verantwortung.

Wie wir uns vor ein paar Jahren versuchten konkreter vorzustellen, was mit so 'nem Dorfprojekt alles auf uns zukommt – hatte ich ganz andere Schwierigkeiten im Auge als die, die dann kamen. Dieses Dorf ist das „ganzheitlichste“, was ich je gemacht habe, und ich habe das Gefühl, auf allen Ebenen zu lernen. Da ich selber „technisch-organisatorisch“ schon einiges an Erfahrung mitgebracht habe, ist für mich das Lernen stark im kommunikativ-emotionalen Bereich. Außerdem fühle ich so ganz vorsichtig eine vom Boden ausgehende Form von Spiritualität in mir wachsen, während andere hier, die etwas abgehobener hier anschwebten, langsam die Füße auf den Boden kriegen.

Es ist für viele Menschen hier zum Beispiel normal, mit Bäumen und Pflanzen zu reden, ihnen zu erklären, was und warum wir etwas tun, sich zu bedanken für das, was wir erhalten. Das ist völlig spektakulärer Bestandteil unseres Alltags. So wie es für manche von uns zur Gewohnheit geworden ist zu beten, in welcher Form auch immer und zu wem es auch sei, und ich glaube kaum, daß es zwei Personen im Dorf gibt, die auf die gleiche Weise beten.

Es gibt regelmäßig zweimal die Woche eine Meditation (Dynamische, Kundalini, Sufibreathing und andere), manchmal auch häufiger. Da kommen mal zweimal 20 Leute. Einmal in der Woche gibt's Man-

tra-Singen, wo manchmal auch 'ne ganze Menge Leute mitsingen. Es gibt mal Trommelrituale, mal 'ne Schwitzhütte, ein gemeinsames Lehmabad, ein großes Feuer. Und ganz oft ist die Abgrenzung zwischen „Ritual“ und „fiesta“ nicht so ganz klar und ich denk, das ist auch gut so. Das alles sind Sachen, die nie alle Leute ansprechen, aber die sich als einzelne Farbe zum ganzen Spektrum des Regenbogens ergänzen.

Ich verfolge das alles mit brennender Geduld und finde, es fühlt sich nach was mit Zukunft an.

We are a learning Tribe.

EIN BEWUSSTSEIN WIRST DU NIE MEHR LOS

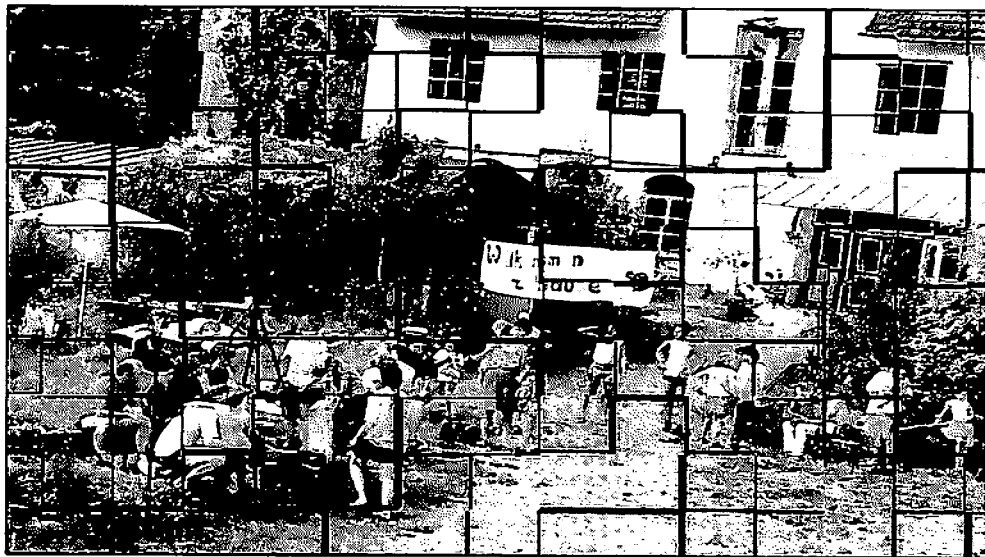


Foto: E. Poschmann

Mir ist es hier mindestens in den letzten zwei, vor allem aber im letzten Jahr oft nicht gut gegangen und ich ahne einige Bedürfnisse, die ich habe, die ich hier aber nicht umgesetzt kriege, weil ich mir nicht sicher bin, a) ob ich nicht nur bequem auf Althergebrachtes zurückgreife und b) ob ich damit nicht den Gesamtrahmen (gemeinsame Ökonomie, gemeinsame Perspektiven, ein inhaltliches und politisches Profil, kurz, den Zusammenhalt und die Idee) in Frage stelle. Solche Bedürfnisse sind z.B.: kleinere Einheiten, Küche in der WG, mehr Übersichtlichkeit und Gemütlichkeit und weniger definierte Arbeitszeit, d.h. auch, mehr Zeit für mich.

Früher gingen für mich Ansprüche und Gefühle eher konform, waren zwei Seiten einer Medaille, und der Schritt in die Kommune war eine folgerichtige Konsequenz meines bisherigen Lebens, Denkens und auch Fühlens.

Nun, nach über sechs Jahren Alltag in dieser Konsequenz, merke ich, daß Dinge, Regeln, Herangehensweisen, die ich rational richtig finde, zu emotionalen Mangerscheinungen oder zu Überforderung

führen. Kurz, meine Theorie und mein Gefühl entsprechen sich häufig nicht mehr. Und dieser Diskrepanz kann ich ganz schlecht auf den Grund gehen innerhalb dieses Rahmens, in dem ich ja beides zufriedenstellend umsetzen will. Ich gerate dabei oft in einen Zustand der Verwirrung und Lähmung, fühle mich entsetzlich müde und ohne Lust und Energie.

„Nach zehn Jahren sogenannten Widerstands
einfach noch zehn Jahre drauflegen?

Bei diesem Gedanken breitete sich regelmäßig
unendliche Müdigkeit aus. (...)

Was für ein grausames Schicksal verbot es uns,
nicht einfach nur für Rock'n Roll zu sein?

– Das Bewußtsein!! –

Das hatten wir nun mal – und darum waren wir so müde.

Ein Bewußtsein wirst du nie mehr los –

genauso, wie du das schlechte Gewissen nicht mehr los wirst,
wenn du Bewußtsein hast.

Das macht es so schwierig, für sich selbst zu sein.“

(Steff Fischer von Karthago in der Züricher Stadtzeitung, 1992)

Natürlich werde auch ich mein Bewußtsein nicht los, weder in Kiel noch anderswo – und ich will es auch gar nicht loswerden.

Aber hier gibt es so viele Ansprüche und Bewußtseins (!), daß ich nicht mehr hinterherkomme und immer nur auf Themen und Entwicklungen reagiere anstatt selbst und zum selbst gewählten Zeitpunkt aktiv zu werden. Und je mehr Menschen wir werden, desto mehr Ansprüche aber auch Gegensätze. Ich erlebe das als Reizüberflutung, und vieles erlebe ich hier mehr und mehr entfremdet, habe aber zu wenig Energie, mir die Dinge, Gebäude und Menschen vertrauter zu machen, und ich bin mir auch nicht sicher, ob das überhaupt noch geht. Und dazwischen immer ich mit meinen ungeklärten Fragen und Ideologien und mit meinen Verdrängungen, die mich immer mal wieder und auch immer mehr bedrängen, aber gegen mein mächtiges Über-Ich und das Über-Ich in Form der Gruppe nicht ankommen.

Ich verspreche mir von dem Jahr Auszeit, der Distanz zur Kommune, daß mir klarer wird, was mir wirklich wichtig ist, ohne den Druck, mich erklären zu müssen und ohne die Angst, „falsche“ Entwicklungen mitzubetreiben, also ohne das „Kommunegewissen“.

TYPISCHE FRAGEN AN KOMMUNEN UND ZIEMLICH TYPISCHE ANTWORTEN



Beim Interview Foto: J. Eiden

Eure Gruppe besteht nun seit fast 17 Jahren hier im tiefen Pfälzer Wald. Ihr nennt euch Pioniersiedlung, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, Großfamilie, Kommune. Was steckt denn da dahinter?

Fangen wir mal mit dem an, was noch einigermaßen klar zu beschreiben ist:

Wir, siebzehn Erwachsene und fünf Kinder, wohnen und arbeiten alle am selben Ort – jedenfalls meistens – dem Reinighof. Alle arbeiten in den Produktions- und Selbstversorgungsbereichen der Kommune. Die Produktionsmittel, Gebäude, Land, Tiere, Fahrzeuge usw. sind gemeinsames Eigentum. Sämtliche Einnahmen fließen in eine gemeinsame Kasse, aus der alle betrieblichen und persönlichen Ausgaben bezahlt werden. Die Arbeitsbereiche sind: Schäferei und Landwirtschaft, Keramikwerkstatt, Lederschneiderei, Steppdecken- und Wolliernäherei, Bäckerei, Verkauf und Versand, Werbung und Verwaltung.

Am umfassendsten ist der Bereich Selbstversorgung, der natürlich personell und arbeitstechnisch stark untergliedert ist. Hierzu gehört: Gartenbau, Landwirtschaft und Lebensmittelverarbeitung, Kfz- und Landmaschinenwerkstatt, Holzwerkstatt, Waldarbeit für Brenn- und Bauholz, Haushalt und Versorgung, sowie die meisten Bauarbeiten am Hof. Für die Hauptarbeitsbereiche gibt es jeweils einen oder mehrere Verantwortliche.

Einmal in der Woche – bei Bedarf auch öfter – findet eine Vollversammlung aller Mitglieder statt – das Plenum. Das Plenum dient zur Koordination und Organisation aller bereichsübergreifenden Arbeiten und Projekte, der Fahrzeuge, der Finanzen, der Aufnahme von Besuchern und neuen Mitgliedern. Es ist eine Arena für persönliche, wirtschaftliche und politische Auseinandersetzungen.

Was hat Euch zusammengebracht, bzw. was hält Euch zusammen?

Entscheidend ist wohl: Wir haben in wesentlichen Punkten ähnliche Vorstellungen vom Leben, also vom Umgang mit anderen Menschen, vom Umgang mit der Natur, vom Lieben, vom Streiten, vom Arbeiten, von Verantwortung und Gerechtigkeit. Das hat uns damals zusammengebracht, das hält uns heute zusammen und ist letztlich natürlich auch das Kriterium, wenn jemand neu dazukommt.

Was ist denn bei Euch nun grundsätzlich anders als in der übrigen Gesellschaft?

Zunächst sind wir natürlich Mitglieder dieser Gesellschaft, in ihr geboren, von ihr geprägt, täglich mit ihr konfrontiert. In vielem unterscheiden wir uns daher nicht wesentlich. Unsere Träume haben wir allerdings schon lange. Von denen, die ähnliche Träume haben oder hatten unterscheidet uns, daß wir es versuchen, sie zu verwirklichen. Von den anderen unterscheidet uns die Art der Freiheit, die wir meinen. Der übliche Weg zur Freiheit heute – eigentlich eher eine Autobahn als ein Weg – heißt Karriere, Geld, Macht, sich was leisten können, was kaufen können, Endstation: Hast du was, dann bist du was.

Wir wollen uns etwas ganz anderes leisten können: Wir wollen selbst über unser Leben bestimmen, was wir wann und warum tun. Wir wollen uns ein rücksichtsvolles Verhältnis zur Umwelt, zu Mensch und Natur leisten können. Wir wollen vieles tun, was andere für „unrentabel“ halten, wie z.B. die Selbstversorgung, einfach, weil wir das gerne tun und dadurch Teil eines natürlichen Kreislaufs sind.

Wir wollen mit dem Leben nicht bis zum Wochenende, zum Urlaub oder bis zur Rente warten. Das echte, schön-fröhliche und schön-traurige Leben wollen wir jeden Tag. Natürlich gelingt uns das nicht immer. Aber wir haben den „Spiel“-Raum, unseren Alltag selbst zu gestalten, so daß wir weitgehend auf den Versuch verzichten können,

Lebensfreude und Lebendigkeit mit Geld und Luxus erkaufen zu wollen.

Ihr lebt und agiert inmitten einer Gesellschaft, die größtenteils ganz andere Prioritäten setzt. Wie verträgt sich das? Ihr steht ja zwangsläufig unter ihrem Einfluß.

Das verträgt sich oftmals schlecht und bedeutet immer wieder Kampf und Kompromisse. Zum einen nach außen hin, gegen Regeln und Gesetze, die das bestehende Gesellschaftssystem vor Veränderung schützen sollen; z.B. gegen die Mechanismen des Wirtschaftssystems, das normalerweise Rücksichtnahme und Skrupel mit finanziellen Einbußen bestraft. Wir lehnen vieles ab, was eigentlich erlaubt und gängige Praxis ist, z.B. Chemie in der Landwirtschaft einzusetzen, oder Fellschuhe in Billiglohnländern produzieren zu lassen.

Zum anderen ist es auch ein Kampf im Inneren, im Inneren der Gruppe und in jeder/m Einzelnen. Als Kinder dieser Gesellschaft hat jede/r sein „Päckchen“ an Sozialisation mitbekommen und wir müssen immer wieder herausfinden, was wir davon behalten wollen und was auf den Müll gehört. Immer wieder, besonders, wenn das Leben gerade mal nicht so glücklich läuft, müssen wir uns den Verlockungen und den Ersatzangeboten der Konsumgesellschaft stellen, uns über die Alternativen klar werden und neu entscheiden.

Einfluß gibt es allerdings auch umgekehrt. Wir sind ja nicht allein mit unseren Träumen. Wir haben viele FreundInnen und Verbündete mit ähnlichen Vorstellungen in allen Schichten der Gesellschaft, viel mehr als die, die wir persönlich kennen. Das System gerät allmählich unter Druck, denn es lebt von Wachstum und Ausbeutung, aber die Grenzen des Wachstums sind in Sicht. Mängel werden immer offensichtlicher, Versprechen können nicht eingehalten werden.

Gemeinsames Eigentum, gemeinsame Organisation fast aller Lebensbereiche – ganz viel Wichtiges passiert zusammen. Seid Ihr nicht zu sehr voneinander abhängig?

Machen wir uns folgendes bewußt: Unser Leben ist von so vielen Faktoren abhängig, die es existentiell bestimmen: vom Wetter, vom Waldbestand auf der Erde, von der Gesundheit der Meere, der Dicke der Ozonschicht, dem Funktionieren des Weckers und der Toilettenspülung – von all diesen Dingen, die wir inzwischen eigentlich alle wissen. Wie sollte uns da die Abhängigkeit von unseren FreundInnen beängstigen? Sie sind nicht unberechenbarer als das Wetter.

Als Gruppe haben wir den Vorteil, daß wir uns die Leute, von denen wir uns abhängig machen, aussuchen. Das Kommuneleben hat etwas von einer großen Familie mit zwanzig Leuten. Wir lieben, brauchen und wir beschimpfen uns auch mal. Wir sind uns unserer Ab-

hängigkeit, die gegenseitig und sehr direkt ist, bewußt und wollen sie, denn damit erlangen wir an einer anderen Stelle Freiräume.

Obwohl Ihr Euer Modell als Experiment bezeichnet, gebt Ihr Euch hier sehr selbstbewußt. Was gibt Euch diese Sicherheit?

Ein Großteil von dem, was wir produzieren, sei es im Garten, auf den Feldern oder in der Backstube, verbrauchen wir selbst. Alles, was wir verkaufen, benutzen wir selbst sehr gerne. Es sind Dinge, die immer gebraucht werden: Lebensmittel, Geschirr, Kleidung und Schlafutensilien. Außerdem stehen wir in Verbindung mit FreundInnen und Gleichgesinnten, die in ähnlichen Kommune-Gruppen leben, aber andere Arbeitsschwerpunkte setzen. Spätestens zusammen mit Ihnen halten wir es für möglich, eine materielle Autarkie für das Lebensnotwendigste zu erreichen. Das ist jedoch nicht unser erstes Ziel. Wir wollen den Austausch mit den Menschen um uns und nicht die Abgrenzung. So stabil muß Kommune schon sein.

Das ist ja gut und schön, was Ihr da macht. Aber wenn das jeder machen würde...

... dann würde alles zusammenbrechen. Das wolltest Du doch sagen. Aber das ist Polemik. Natürlich müssen es mehr Menschen werden die anfangen, anders zu denken und Neues zulassen. Man muß allerdings schon ein etwas differenzierteres Modell entwerfen als das naive Bild von fünf Milliarden ReinighöferInnen.

„Wenn das jede/r machen würde“, dann würde das ja auch jede/r freiwillig machen, das heißt im Bewußtsein der Menschen herrschten andere Prioritäten. Und sicher würden sie einige Auswüchse der Industriegesellschaft mit voller Absicht und großer Freude zusammenbrechen lassen, damit etwas Lebendiges wieder wachsen kann.

Seid Ihr religiös?

Nach dem üblichen Verständnis wohl nicht. Wir haben ein sehr kritisches Verhältnis zu Propheten, Päpsten und Gurus aller Art. Dahinter steckt oftmals Machtstreben, Opportunismus und eine lange düstere Vergangenheit.

Andererseits, vielleicht sind wir's doch? Das ist Definitionssache.

Wir haben viel zu tun mit Tieren und Pflanzen, mit Erde und Wetter, mit Wachstum und Sterben. Wir versuchen zu verstehen, daß wir ein Teil all dessen sind.

Ist es religiös, an bestimmten Tagen bestimmte Pflanzen zu säen oder zu ernten? Ist es religiös, für die Ernte zu danken? Ein Pfarrer hat einmal festgestellt: Unsere Lebens- und Wirtschaftsweise leiste einen Beitrag zum Erhalt der Schöpfung. Das ist unsere Absicht.

Wie werden Entscheidungen gefällt?

Wir entscheiden nach dem Konsensprinzip. Das ist allerdings ein reichlich praxisfernes Schlagwort. Die Wirklichkeit ist schwer zu beschreiben. Nur eins ist sicher: Es wird nicht abgestimmt.

Je nach Bedeutung werden Entscheidungen von Einzelnen, von Mitgliedern der Arbeitsbereiche oder vom gesamten Plenum getroffen. Das Plenum ist gewissermaßen die höchste Instanz. Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung können nicht gegen das Veto von Einzelnen getroffen werden. Dazu gehören z.B. Bauvorhaben, große Investitionen, Aufnahme von Mitgliedern. Die Entscheidungsfindung im Plenum ist manchmal sehr zeitaufwendig und umständlich – jedenfalls aus der Sicht flotter AbstimmungsdemokratInnen. Das Ganze ähnelt eher dem, was die Indianer ihr „großes Palaver“ nennen.

Jeder hat ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten, auf eine Entscheidung Einfluß zu nehmen. So etwa von „unbedingt wichtig“, „auf jeden Fall“, über „nicht schlecht“, „mir egal“, „muß nicht sein“ bis „kommt überhaupt nicht in Frage“. Engagement, Kompetenz und persönliche Betroffenheit sind bedeutsam für das Gewicht eines Standpunktes. Irgendwann formt sich aus dem ganzen „Palaver“, dem Chaos der Meinungen und Emotionen schließlich eine gemeinsame Entscheidung – oder auch nicht, wenn die Unterschiede zu groß sind. Dann müssen wir eben noch einmal darüber schlafen.

Haben schon Mitglieder die Gruppe verlassen?

Sicher, es sind im Laufe der Zeit schon einige ausgestiegen und andere dazugekommen. Ähnliche Vorstellungen bei lauter IndividualistInnen, das bedeutet immer wieder eine Menge Zündstoff. Wenn die Vorstellungen zu unterschiedlich werden, dann sucht sich mancher einen anderen Weg. Manchmal empfinden wir das allerdings als eine Niederlage.

Mit einer Kasse für alle – geht denn das?

Es geht seit siebzehn Jahren. Es geht, weil wir es ablehnen, um materielle Dinge miteinander zu konkurrieren. Wir halten das für ein unsoziales Prinzip. Wie vieles, ist es aber auch Übungssache: Je länger wir es tun, desto besser geht es. Das eigene Geld ist für die meisten Menschen eine große Last. Genügend davon zu bekommen kostet sie einen Großteil ihrer Lebensenergie, genauso, wie es mit möglichst viel Sinn oder Lustgewinn auszugeben.

Die gemeinsame Kasse erlaubt jeder/m Einzelnen von uns, daß er/sie kaum an Geld denken muß. Jede/r weiß, die Sache mit dem Geld besprechen wir gemeinsam. Wenn wir manchmal zu wenig haben, verteilt sich die Last auf alle. Keiner von uns braucht sich von Geldsorgen zerfressen zu lassen.

Haben wir – was auch vorkommen kann – einmal mehr als wir gerade brauchen, ist keiner für sich allein dem Konsumwahn unserer Zeit ausgeliefert.

Und wie verteilt Ihr das Geld?

Bei Geld muß die Freundschaft nicht aufhören. Jede/r weiß, daß sie/er bekommt, was sie/er braucht. Man gibt es bekannt und nimmt es sich aus der Kasse. Ganz einfach, oder?

Wir bezahlen uns nicht nach Leistung.

„Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.“